

Sehr verehrte Damen und Herren,

ich möchte mich zu allererst recht herzlich bedanken – bei den Entscheidungsträgern der Nationalstiftung, für den Preis, den Sie mir heute zugedacht haben, und bei der Staatsministerin für Ihre freundlichen, über allem vernünftigen Maße freundlichen Worte.

Es ist für mich eine Freude und eine große Ehre, heute als Preisträger des Nationalpreises 2015 vor Ihnen zu stehen. Ich hätte kein besseres, kein größeres Geburtstagsgeschenk bekommen können.

Hier sollte ich aber gewiss nicht alleine stehen. Wie es die Einladung zum heutigen Festakt völlig klar macht, haben sich das Britische Museum und die BBC zusammen dafür eingesetzt, und ich zitiere – „das vor siebzig Jahren eingefrorene Deutschlandbild in Großbritannien zu differenzieren und den Blick auf sechshundert Jahre deutsche Geschichte zu öffnen.“ Meine Kollegen aus beiden Häusern sollten eigentlich mit mir hier stehen und sich mit mir bei Ihnen bedanken.

Und nicht nur meine britischen Kollegen. Ohne die freundliche, großzügige Kooperation der deutschen Museen, die uns die höchsten Meisterstücke ihrer Sammlung als Leihgaben anvertrauten, ohne den kollegialen Beitrag führender deutscher Wissenschaftler wäre das ganze Unternehmen undenkbar gewesen. Der Preis wird nicht mir, sondern auch all diesen Kollegen und Mitarbeitern verliehen.

Die Ausstellung im Museum und die dreißig Radiosendungen, die sie begleiteten, waren die glücklichen Folgen einer langen Partnerschaft zweier vom Parlament gegründeten Institutionen, die denselben grundsätzlichen Zweck gemeinsam haben: dem Bürger die Welt verständlicher zu machen. Und das war genau unsere Absicht.

Wir haben versucht, die Geschichte unseres nächsten Nachbarn neu zu erzählen, seine jetzige Identität unseren Mitbürgern zu entziffern. Ob es uns gelungen ist, können nur Sie beurteilen.

Das Deutschlandbild in Großbritannien ist zweifelsohne seit 1945 gefroren geblieben. Und dieses Bild stellte lange Jahre hindurch ausschließlich das Deutschland des Nationalsozialismus und des zweiten Weltkriegs dar: eine hoch zentralisierte Diktatur, und einen feindlichen, mörderischen, kriegerischen Unrechtsstaat.

Vor 1933 hatten aber die meisten Briten eine ganz andere Idee von Deutschland:

Trotz des ersten Weltkriegs, herrschte immer noch in breitem Maße die Vorstellung einer Nation, die uns eng verwandt war - „our German Cousins“- aber vor allem einer Nation von Dichtern und Denkern, von Philosophen, Komponisten und Wissenschaftlern: das Modell für unsere Universitäten und Museen, wenn auch die große Konkurrenz, was moderne Manufaktur und industrielles Design betraf.

Kurz gesagt: Deutschland genoss bei uns ein höchst positives Bild, wo es viel wert zu schätzen, viel zu bewundern und viel nachzuahmen gab.

Das alles ist während der Jahre 1933-1945 verloren gegangen; ist tragischerweise verdorben, vergiftet und vergessen worden.

Aus der ganzen Geschichte Deutschlands blieb für die Briten nur die Erinnerung jener zwölf finsternen Jahre. Nur diese Periode deutscher Geschichte wird jetzt in unseren Schulen studiert. Weiter n i c h t s.

Wir befinden uns aber heute in einem Gebäude, das von einer anderen, älteren, hoch zu schätzenden deutschen Geschichte spricht: der Französischen Kirche in der Friedrichsstadt, wo 1685 der große Kurfürst „aus gerechtem Mitleiden bewogen“, mit dem Edikt von Potsdam den aus Frankreich vertriebenen Hugenotten eine sichere und freye Retraite“ anbot.

Seine Entscheidung stammte sicherlich teilweise aus zwingenden wirtschaftlichen Gründen, aber diese Kirche wurde schnell in ganz Europa zum Symbol eines neuen Berlins, einer Stadt der religiösen Toleranz, wo später auch Katholiken und Juden vom Herrscher geschützt, ihre Religion friedlich ausüben durften, wie fast nirgendwo anders in Europa.

Und genau diese Geschichte - eines anderen, früheren, für uns vergessenen Deutschlands wollten wir dem britischen Publikum und durch die BBC auch der ganzen Welt erzählen.

Die deutsch-britischen Jahrestage folgen zur Zeit dicht aufeinander:

Übermorgen feiert man den 200. Jahrestag der Schlacht bei Waterloo, wo Deutsche und Briten - aber m e h r Deutsche als Briten - Seite an Seite, der langen französischen Hegemonie des Kontinents ein Ende setzten.

Eine glückliche, gemeinsame Erinnerung, die in der Ausstellung durch Napoleons Hut vertreten wurde, von Blücher nach der Schlacht beschlagnahmt und jetzt im Deutschen Historischem Museum aufbewahrt.

Letztes Jahr feierten wir mit der Staatsministerin die Thronbesteigung des Kurfürsten von Hannover, 1714, unseres ersten deutschen Königs.

Ein paar Tage später gedachten nicht nur Deutschland und Großbritannien des Ausbruchs des ersten Weltkriegs.

Als Anlass zur Ausstellung haben wir aber einen anderen historischen Meilenstein gewählt: den fünfundzwanzigsten Jahrestag des Falls der Berliner Mauer, und damit die Geburt eines n e u e n Deutschlands, das den Briten immer noch wenig bekannt ist.

Unsere Aufgabe war also eben so groß wie einfach: dem britischen Publikum eine neue Geschichte Deutschlands, für diesen n e u e n Staat zu erzählen und zwar eine Geschichte, die jene zwölf mörderischen Jahre in einen größeren Zusammenhang stellen würde.

Das war für mich nicht nur eine institutionelle, sondern auch eine höchst persönliche Aufgabe. Als ich sechzehn Jahre alt war, haben mich meine Eltern für zwei Monate nach Hamburg geschickt - für uns Briten war Hamburg immer die zugänglichste aller deutschen Städte. Die hofften, dass ich dort ein bisschen Deutsch lernen würde, aber vor allem hofften sie, dass ich anfangen würde „Deutschland“ zu lernen.

In jenen glücklichen, sonnigen Hamburger Monaten – in meiner Erinnerung gab es in Hamburg immer nur Sonne - hat meine lebenslange Faszination von Deutschland und deutscher Geschichte begonnen.

Ausstellungen brauchen Objekte und selbstverständlich konnten nur gewisse Aspekte einer sechshundertjährigen Geschichte ausgestellt werden.

Es war relativ leicht, zum Beispiel mit der Gutenberg-Bibel und der Erfindung des Buchdrucks anzufangen, dem Augenblick, als Deutschland das moderne Europa gestaltet und geprägt hat. Unmöglich war es aber, Musik oder Philosophie durch Objekte begreiflich zu machen. Hegel, Bach, Einstein bleiben alle widerspenstig

unausstellbar, obgleich sie unentbehrliche Elemente der Geschichte Deutschlands sind.

Ein weiteres Auswahlkriterium war, Aspekte der deutschen Geschichte vorzustellen, die alle deutsche Bürger - egal ob aus der Bundesrepublik oder aus der DDR stammend - gemeinsam hatten. Erinnerungen, die alle zum neuen, vor 25 Jahren geborenen Staat mitbrachten. Nur so konnten wir die tiefgründende Kontinuität deutscher Geschichte klar auslegen.

Ausstellung, Sendungen und Buch wurden vor allem einem britischen Publikum zugedacht und wir wollten jene Aspekte deutscher Geschichte hervorheben, die den Briten am fremdesten vorkommen würden.

Für ein Inselvolk ist das in erster Linie die erstaunliche, unbegreifliche, erschütternde Idee eines Landes ohne feste Grenzen.

Goethes berühmte, einfache Frage „Deutschland, aber wo liegt es? Ich weiß das Land nicht zu finden“ führt den Briten an den Rand einer existenziellen Panik. Dieser erschreckenden Vorstellung wurde also der erste Saal der Ausstellung gewidmet: The land of the floating frontiers - mit den immer sich verändernden deutschen Grenzen und vor allem mit den großen Städten deutscher Kultur und deutscher Geschichte, die nicht mehr deutsch sind: Städte wie Königsberg und Straßburg.

Die Idee, das York oder Cambridge heute ausländische Städte sein könnten, wo man nicht einmal englisch sprechen würde, hat überrascht und beunruhigt. Diese bisher ungeahnten Komplexität des deutschen Staates und die Vorstellung, dass dessen wesentliche Identität nicht von festen Staatsgrenzen abhängen könnte - das war für die meisten britischen Besucher eine Offenbarung. Genauso wie nach 1945 die Tatsache des Verlusts der Ostgebiete und dadurch die Wahrnehmung - meistens zum ersten Mal - der tragischen Folgen von Deutschlands veränderlichen Grenzen.

Der nüchterne Handwagen aus Ostpommern, auf dem 1945 eine ganze Familie ihr Hab und Gut mit sich nach Westen geschleppt hat, hat unser Publikum überrascht und ihr tiefstes Mitleid erregt. Von dieser Massenvertreibung, die die Demographie des heutigen Deutschlands so stark geprägt hat, von diesem tragischen, pathetischen Kapitel der deutschen Geschichte, wissen die Briten so gut wie nichts.

In jenen Nachkriegsjahren kümmerten sie sich vor allem um die vergleichbaren Probleme in Indien und Pakistan. Dieser Handwagen- und das wissen wir aus vielen Berichten - hat das frühere britische Deutschlandbild vertieft und nuanciert und hat ihm eine bisher unbekannte, rein menschliche Dimension gegeben.

Seit 1000 Jahren ist England ein hochzentralisiertes Königreich mit einem Rechtssystem, einer Währung und so weiter. Die verwirrende Vielfältigkeit der deutschen Länder, der Fleckenteppich von Kleinstaaten, ist für uns unheimlich schwierig zu begreifen - aber ganz einfach auszustellen.

Als Georg der Erste 1714 den britischen Thron bestieg, gab es auf der ganzen Insel nur eine Währung und eine Münzstätte. Diese einzige Münze konnten wir auf einer Landkarte Großbritanniens zeigen. In dem Deutschland, das er eben verlassen hatte, oder besser gesagt im Heiligen Römischen Reich, wo er immer noch Kurfürst von Hannover blieb, gab es mehr als zweihundert Währungen - und diese konnten wir auch auf einer Landkarte Deutschlands zeigen und dadurch erklären, dass jede dieser Münzen Zeuge war für eine politische und juristische Entität mit einer gewissen, wenngleich manchmal schwer zu bestimmenden Autonomie - und das alles unter der noch schwerer zu bestimmenden Schirmherrschaft des Kaisers. Kein Wunder, dass Sie heute die Komplexität des

m o d e r n e n Europas so viel besser verstehen als wir. You have had a thousand years of practice!

Und wie mit Münzen, so ist es auch mit Würsten. Die sind schwieriger in einem Museum auszustellen, aber in den Radiosendungen konnten wir eine Auswahl – leider nur eine winzige Auswahl - der mehr als 1200 verschiedenen regionalen deutschen Würste probieren. Die hat aber reichlich genügt.

Angesichts einer solch unvorstellbaren, verblüffenden Wurst-Üppigkeit blieben unsere Zuhörer einfach fassungslos. Es ist allgemein bekannt, dass de Gaulle sich einmal beklagt hat, wie schwierig es eigentlich sei, ein Land mit 246 Käsesorten zu regieren.

Er hätte dankbar sein sollen, dass er es nicht mit 1200 Wurstsorten zu tun hatte.

Selbstverständlich sind sich alle Deutschen dieser reichen und bereichernden Vielfalt von Kindheit an völlig bewusst. Für uns aber macht sie Deutschland vielleicht zum fremdesten, wenn auch zum faszinierendsten Land Europas.

Hauptthese der Ausstellung war aber, dass diese tiefe, dauerhafte Vielfältigkeit Deutschlands - politisch, rechtlich, gastronomisch - viel mehr als eine reizende Eigenartigkeit ist. Sie war über Jahrhunderte hinaus eine Voraussetzung der intellektuellen Freiheit. Nur in Deutschland hat die Reformation beginnen können. In England oder Frankreich hätten die Zentralbehörden so schnell wie möglich die autoritätsbedrohenden Ketzer ausgerottet. Genau das ist in beiden Ländern auch eine Zeit lang geschehen. In Deutschland war das aber nicht möglich. Ohne die relative Unabhängigkeit der deutschen Fürsten hätte die Reformation mit ihren Folgen für das geistliche und das geistige Leben unseres Kontinents, nicht überleben können.

Der Fleckenteppich, mit allen Problemen politischer Schwäche und dauernder Rivalitäten, erlaubte, ja garantierte fast das Grundelement des modernen europäischen Wesens: Gedankenfreiheit. Und die führt uns zurück zu diesem Gebäude, zu dieser Französischen Kirche, dieser vom Großen Kurfürsten angebotenen „sicheren und freyen Retraite“.

Es ist schon ein tollkühnes Unternehmen, es zu wagen, das Bild eines Landes - wenn auch nur ein fragmentarisches Bild - zu gestalten. Ermutigung dazu fanden wir aber in Berlin, und zwar genau hier, in der Hugenottengemeinde. Theodor Fontane, dessen Vorfahren zu den 1685 aus Frankreich vertriebenen Calvinisten zählten, hat genau so etwas vor 150 Jahren für Großbritannien gemacht, als er versuchte, zuerst England und dann Schottland der deutschen Öffentlichkeit näher zu bringen. Er kannte uns gut. Er hat Jahre lang in London gewohnt, und er hat uns mit klaren, manchmal zu klaren Augen gesehen.

„Ein Sommer in London“, 1854 erschienen, setzt den Ton:

„Der Zauber Londons ist - seine Massenhaftigkeit. Das Gefühl des Unendlichen. Großartige Bauten von mindestens relativer Makellosigkeit hat London nur zwei: St. Pauls und das Britische Museum. Hiermit ist das Verzeichnis Londoner Schönheit erschöpft.“

Und so weiter. Und so über 200 Seiten erbarmungslos weiter.

Dann war 1860 Schottland an der Reihe, und das war noch schlimmer.

Das Buch, „Jenseit des Tweed“, wurde von seinen deutschen Lesern mit Begeisterung begrüßt.

Für einen schottischen Leser ist solche Begeisterung eher schwieriger:
Zuerst die Reise mit der Bahn von London nach Edinburgh: „Wir fuhren dritter Klasse, halb ersparungs- halb beobachtungshalber und saßen zwischen armen Engländern und sparsamen Schotten. Denn der Engländer fährt nur dritter Klasse wenn er

m u s s, der Schotte, wenn er k a n n.

Edinburgh mit seinem romantischen Felsenschloss gefällt ihm sehr. Er bemerkt aber herablassend: „Geschmack und Komfort fanden hier s e h r spät eine Stätte.“

Dann aber kommt das vielleicht am besten bekannte Phänomen von Ferien in Schottland: „Ein Sonntag in Schottland ist für den Reisenden wie ein Gewitter bei einer Landpartie. Man regnet ein, man kann nicht weiter. Die Laune ist hin“.

Fontane sieht überall durch die Augen von Walter Scott, dessen Romane – europaweit berühmt – ein Schottlandbild von nebelumgürteten Schlössern und Seen, von Mary Stuart, von Clans und Kilts verbreitet und verewigt hatten. Wir leben immer noch damit.

Als ergebenere Liebhaber von Walter Scotts Roman „Rob Roy Mac Gregor“ will Fontane unbedingt zu unserer Clan-Heimat fahren, wo er die Berglandschaft hinreißend beschreibt, wo aber die Mac Gregors – a l l e Mac Gregors – zu meinem Erstaunen und zu meiner Enttäuschung schroff als „ein räuberisches Gesindel“ bezeichnet werden.

Als Nachkomme und Vertreter jenes räuberischen Gesindels stehe ich also in aller Verlegenheit vor Ihnen.

Mit seinen scharfen, brillianten Reiseberichten hat aber Fontane etwas sehr Wichtiges getan: er hat einer breiten deutschen Leserschaft ermöglicht, ein bedeutendes, aber wenig besuchtes Nachbarland besser kennen zu lernen. Ein vergleichbares Unternehmen zählt, würde ich sagen, zu den Hauptaufgaben eines Museums wie des Britischen Museums, oder, wenn ich es richtig verstehe, des Humboldt-Forums. Der Zweck des Britischen Museums war vom Anfang an, den Bürgern eine neue Vision, ein zeitgemäßes Bild der Welt zu bieten- das heißt, jene Geschichten zu erzählen, die wir alle brauchen, um unsere heutige Welt besser zu verstehen.

Das haben wir mit unserer Ausstellung und unseren Radiosendungen versucht. Die mehr als hunderttausend Besucher und die mehr als vier Millionen Zuhörer lassen glauben, dass die Öffentlichkeit solche neuen Erkenntnismöglichkeiten begrüßt.

Als Schüler lernen wir in Großbritannien, dass das deutsche Wort „Geschichte“ sowohl dem englischen „history“ als auch „story“ entspricht: wie so häufig: e i n deutsches Wort, z w e i englische Begriffe. Erst später erfahren wir, dass es nicht nur das Wort „Geschichte“ gibt, sondern noch zwei weitere – „Erzählung“ und „Märchen“. A German story is, for the English speaker, a very complicated business. Waren „Erinnerungen einer Nation“ – Ausstellung, Sendungen und Buch – unser Deutschlandbild – Geschichte, Erzählung oder Märchen? Alle drei, hoffentlich, aber vielleicht vor allem ein Märchen.

Heinrich Heine hat sein berühmtes satirisches Deutschlandbild als „Ein Wintermärchen“ bezeichnet – eine Anspielung auf Shakespeares späte, rätselhafte Komödie. Der Titel könnte wohl eher negativ anmuten, aber ich glaube, dass er zu unserem Unternehmen gut passt:

In Shakespeares Theaterstück wird die Königin Hermione wegen Misstrauens und Missverständnissen von ihrem Mann verstoßen und aus dem Lande verbannt, und der König glaubt, zu Unrecht, dass sie im Exil gestorben sei. Am Ende des Schauspiels erscheint ihrem Mann die immer noch lebende Hermione – aber als Statue, die dann auf scheinbar wunderbare Art, zu einem neuen Leben und zu ihrer alten Liebe zurückgebracht wird.

Die langen kalten Tage des Misstrauens sind zu Ende, und das alte Paar ergreift mit Begeisterung die Gelegenheit, neu anzufangen.

So, hoffentlich, wird es in Großbritannien mit unserem seit siebzig Jahren eingefrorenen, versteinerten Deutschlandbild geschehen:

Es soll in den kommenden Jahren zu einem neuen Leben, zu einem vertieften Verständnis und zu einer erneuerten Freundschaft dem britischen Publikum vorgeführt werden.